

rufen. In ihr bewundert und verehrt das Volk Gottes das Urbild und das Beispiel der Kirche Christi in der Ordnung des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit ihm. Als Jungfrau und Mutter möge Maria der Kirche, die ebenfalls als Jungfrau und Mutter gepriesen wird⁴⁸, erleben, daß sie sich immer der Treue ihrer Priester zu dem erhabenen Geschenk der gottgeweihten Jungfräulichkeit rühmen könne; daß dieses in immer stärkerem Maße aufblühe und von allen geschätzt werde und auf Erden wachse die Heerschar derer, die dem göttlichen Lamm folgen, wohin immer es geht (vgl. Offb. 14, 4).

99. Die Kirche kündigt mit lauter Stimme diese ihre Hoffnung in Christus: sie ist sich zwar bewußt, daß, gemessen an den geistlichen Bedürfnissen der Weltbevölkerung, ein besorgniserregender Mangel an Priestern besteht, aber sie ist auch der sicheren Erwartung, gestützt auf die unendlichen, geheimnisvollen Quellen der Gnade, daß die geistlichen Vorzüge der Priester auch die notwendige Zahl hervorbringen werden, denn bei Gott ist alles möglich (vgl. Mark. 10, 27; Luk. 1, 37).

In diesem Vertrauen und in dieser Hoffnung erteilen wir allen, zur Mehrung der himmlischen Gnade und als Zeichen unseres väterlichen Wohlwollens, aus der Fülle des Herzens den Apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom am 24. Juni 1967.

Papst Paul VI.

Aus der Ökumene

Der 13. Deutsche Evangelische Kirchentag

Der 13. Deutsche Evangelische Kirchentag, der vom 21. bis 25. Juni 1967 in Hannover versammelt war, verlief etwas anders, als manche erwartet oder befürchtet hatten. Der Boykott durch die „Bekennnisbewegung: Kein anderes Evangelium“ erwies sich als wirksame Werbung. Es kamen mehr Dauergäste als 1965 nach Köln, nämlich über 16 000 statt 12 000—13 000 (vgl. Herder-Korrespondenz 19. Jhg., S. 572 ff.). Nur die katholische Repräsentanz war diesmal bescheidener, aber dafür sehr differenziert. Neben dem Ordinarius loci, Bischof Janssen von Hildesheim, vertrat der Generalsekretär der Caritas, Georg Hüßler, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Msgr. Charles Moeller, Löwen-Rom, gleichsam incognito die römische Glaubenskongregation, und einige holländische Priester wollten mitwirken, daß der Kirchentag nach einem Eröffnungswort von Landesbischof Lilje zum „Experimentierfeld unseres Glaubens“ wurde.

Eine aufsteigende Linie?

Für katholische Beobachter ist es jedesmal schwer, den rechten Maßstab für Bedeutung und Sinn eines evangelischen Kirchentages zu finden, zumal da „die Kirche“ dort mehr als Versammlung von Gläubigen und zahlreichen Suchenden anwesend ist, obwohl diesmal nicht wie in Köln die „anonymen Christen“ im Mittelpunkt der Diskussionen standen. Leider fehlte auch ein so zentrierendes Bibelthema wie das Buch Jona. Nach dem „Sonntagsblatt“ (2. 7. 67) war der 13. Kirchentag „ein Erfolg und Höhepunkt einer Entwicklung, die nach dem

¹ Brief vom 10. Okt. 1965 an S. Eminenz Kardinal E. Tisserant, verlesen in der 146. Generalkongregation vom 11. Okt. 1965. — ² Vat. II, Dekr. *Christus Dominus*, Art. 35; Dekr. *Apostolicam Actuositatem*, Art. 1; Dekr. *Presbyterorum Ordinis*, Art. 10; Dekr. *Ad Gentes*, Art. 19, 38. — ³ Vat. II, Past.-Konst. *Gaudium et spes*, Art. 62. — ⁴ Dekr. *Presbyterorum Ordinis*, Art. 16. — ⁵ Vat. II, Dogmat. Konst. *Dei Verbum*, Art. 8. — ⁶ Vat. II, Dogmat. Konst. *Lumen Gentium*, Art. 28; Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 2. — ⁷ Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 16. — ⁸ Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 16. — ⁹ Dogmat. Konst. *Lumen Gentium*, Art. 42. — ¹⁰ Vgl. Dogmat. Konst. *Lumen Gentium*, Art. 42; Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 16. — ¹¹ Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 14. — ¹² Vgl. ebd., Art. 13. — ¹³ Ebd., Art. 5. — ¹⁴ Dekr. *Optatam totius*, Art. 10. — ¹⁵ Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 16. — ¹⁶ Past.-Konst. *Gaudium et spes*, Art. 39. — ¹⁷ Dogmat. Konst. *Lumen Gentium*, Art. 5. — ¹⁸ Ebd., Art. 48. — ¹⁹ Vat. II, Dekr. *Perfectae Caritatis*, Art. 12. — ²⁰ Vgl. Tertullianus, *De exhortatione castitatis*, 13: PL 2, 930; S. Epiphanius, *Adv. haer.*, II, 48, 9 und 59, 4: PG 41, 869, 1025; S. Ephrem, *Carmina nisibena*, XVIII, XIX, Ed. G. Bickell, Leipzig 1866, S. 122; Eusebius von Cäsarea, *Demonstr. evang.*, 1, 9: PG 22, 81; S. Cyrillus von Jerusalem, *Catech.*, 12, 25; PG 33, 757; S. Ambrosius, *De offic. ministr.*, 1, 50: PL 16, 197 ff.; S. Augustinus, *De moribus Eccl. cathol.*, 1, 32: PL 32, 1339; S. Hieronymus, *Adv. Vigilant.*, 2: PL 23, 340—341 ff.; S. Sinesius, Bischof von Ptolemais, *Brief* 105: PG 66, 1485. — ²¹ Erstmals auf dem Konzil zu Elvira in Spanien (um 300) c. 33; Mansi II, 11. — ²² Sess. XXIV, can. 9—10. — ²³ Pius X., *Exhortatio Haerent animo*, 4. Aug. 1908: AAS, 41, 1908, S. 555 bis 577; Benedikt XV., *Brief an den Erzbischof von Prag*, F. Bordac, 29. Jan. 1920: AAS, 12, 1920, S. 57 f.; Konsistorialansprache vom 16. Dez. 1920: AAS, 12, 1920, S. 585—588; Pius XI., *Enzykl. Ad Catholici Sacerdotii*, 20. Dez. 1935: AAS, 28, 1936, S. 24—30; Pius XII., *Apostol. Adhortatio Mentis Nostrae*, 23. Sept. 1950: AAS, 42, 1950, S. 657—702; *Enzykl. Sacra virginittatis*, 25. März 1954: AAS 46, 1954, S. 161—191; Johannes XXIII., *Enzykl. Sacerdotii Nostri primordia*, 1. Aug. 1959: AAS, 51, 1959, S. 554—556. — ²⁴ Zweite Ansprache an die Römische Synode, 26. Jan. 1960: AAS, 52, 1960, S. 235—236 (Lat. Text S. 226). — ²⁵ *Can.* 6, 12, 13, 48; Mansi XI, 944—948, 965. — ²⁶ Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 16. — ²⁷ *De Virginitate*, 13: PG 46, 381—382. — ²⁸ *De Sacerdotio*, Buch III, 4: PG 48, 642. — ²⁹ Dogmat. Konst. *Lumen Gentium*, Art. 21, 28, 64. — ³⁰ Ebd., Art. 29. — ³¹ Ebd., Art. 42. — ³² Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 16. — ³³ Dekr. *Optatam totius*, Art. 2; *Presbyt. Ord.*, Art. 11. — ³⁴ *Confessionis*, X, 29, 40: PL 32, 796. — ³⁵ Vgl. 1 Thess. 2, 11; 1 Kor. 4, 15; 2 Kor. 6, 13; Gal. 4, 19; 1 Tim. 5, 1—2. — ³⁶ Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 3. — ³⁷ Dekr. *Optatam totius*, Art. 3—11; vgl. *Perfectae Caritatis*, Art. 12. — ³⁸ Thomas von Aquin, S. th. II-II, q. 184, a. 8 c. — ³⁹ Dekr. *Optatam totius*, Art. 12. — ⁴⁰ Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 16, 18. — ⁴¹ Ebd., Art. 18. — ⁴² Ebd., Art. 8. — ⁴³ Ebd. — ⁴⁴ Dogmat. Konst. *Lumen Gentium*, Art. 28. — ⁴⁵ Ebd. 21. — ⁴⁶ Dekr. *Presbyt. Ord.*, Art. 7. — ⁴⁷ Ebd. — ⁴⁸ Dogmat. Konst. *Lumen Gentium*, Art. 63, 64.

Bau der Mauer“ begann: Dortmund 1963, Köln 1965 und Hannover 1967 eine aufsteigende Linie. Allerdings hatte der diesmal angefochtene Kirchentag in Gestaltung und Berichterstattung mit Rücksicht auf die Opposition stark apologetischen Charakter. Er mußte und wollte beweisen, daß er gegenüber den Anfeindungen pietistischer Kreise zu Recht besteht.

Dieser Beweis geschah nicht nur durch die immer wiederholten höheren Beteiligungsziffern, darunter die Feststellung, daß die Hälfte der regelmäßigen Besucher unter 35 Jahren alt sei, sondern auch dadurch, daß fast alle theologischen Redner freimütig ihre Herkunft aus dem Pietismus durch eine verhältnismäßig fromme, aber glaubwürdige Sprache dokumentierten. Es wurde nicht so provozierend wie in Köln ausgesprochen, der Kirchentag solle „ein Forum des Protestantismus“ bleiben. Dafür war angesichts der zugespitzten Weltlage die Sache selbst, die zur Diskussion stand, die Gottesfrage, die Aktualität der Bibel und das Generalthema: „Der Frieden ist unter uns“, vor allem der Weltfrieden, viel zu ernst. Jeder unvoreingenommene Beobachter wird zugeben, daß dieser unter starker Hitze leidende Kirchentag die Situation gemästert hat. Es wurde wieder viel geboten, aber nicht zu viel wie in Köln, es wurde hart und sachlich, manchmal auch bei politischen Themen sehr emotional diskutiert, Tabus wurden angegriffen, und zwar derart, daß die Kirchentagsleitung „Angst vor der eigenen Courage bekam“ (Eberhard Stammler) und, den erhobenen Zeigefinger des Bundeskanzlers Kiesinger im Visier, es nicht riskieren konnte, den Dingen ihren Lauf zu lassen oder mit thesenartigen Appellen zu schließen.

Das Friedensthema wurde auf vier Arbeitsgruppen verteilt: Politik, Bibel und Gemeinde, Juden und Christen, Kirchenreform. Als biblischer Grundtext waren einige sehr schwere Partien aus dem Epheserbrief ausgewählt: der Hymnus von der Erlösung in Jesus Christus nach dem ewigen Ratschluß Gottes (Kapitel 1, 3—7 und 15 bis 23), merkwürdigerweise unter Auslassung des Wortes vom Heilsplan Gottes, der den ganzen Kosmos in Jesus Christus zusammenfaßt (Vers 10), sodann Kapitel 2, 11 bis 22 mit dem zentralen Wort vom Frieden durch das Blut Christi, der die Mauer zwischen dem alten Gottesvolk und den übrigen Völkern niedergelegt hat, um aus allen einen neuen Menschen zu machen, und schließlich von der Einheit des Leibes Christi in der Liebe durch die vielen Gnadengaben, die zum Vollalter Christi führen (Kapitel 4, 1—16). Drei sprachgewandte Theologen bemühten sich mit unterschiedlicher Begabung, in überfüllten Hallen jeden Morgen den aufmerksamen Hörern diese Texte zu erschließen und zu aktualisieren, Helmut Gollwitzer, Peter Krusche und Heinz Zahrnt. Ihre Arbeit war wie die aller anderen theologischen Redner nicht auf Erbauung, sondern auf Vermittlung von Wissen und Unterrichtung der Gewissen abgestellt und genau den Erfordernissen moderner Mission angepaßt.

Dennoch bleibt wahr, daß der Kirchentag „nicht das Abitur voraussetzen sollte“ (Sonntagsblatt). Im ganzen waren die Referate mutiger als vorausgeplant. Erst hatte es geheißsen, der Kirchentag werde auf Diskussionen verzichten („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 20. 6. 67). Das ist nicht geschehen. Es wurde kräftig diskutiert, selbst an Straßenecken und vor dem Rathaus. Die schwellende Glaubenskrise in der EKD (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 137 ff.) wurde nicht vertuscht, sie lag offen zutage, aber es geschah viel, besonders durch die verdächtigten Theologen, daß sie zwar nicht überwunden, doch mit faszinierenden Impulsen zur „Dauerreflexion“ statt zur Resignation geführt wurde. Die zahlreich anwesende Jugend, die auf ihren Beat-Abend nicht verzichten mußte, begriff ebenso wie die mißtrauischen Stammgäste des Kirchentages, daß eine Befragung der Bibel viel dazu beitragen kann, dem ambivalenten modernen Leben einen tieferen Sinn abzugewinnen. Es entstanden die so wesentlichen Bewegungen mit dem lebendigen, angreifenden Gotteswort. Insofern darf man geradezu sagen, daß sich mittelbar die weitgehend abwesende Opposition durchgesetzt hat. Wie in den vorausgegangenen „Kranzbacher Gesprächen“ der lutherischen Bischöfe (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 283 ff.) bereits versucht, wurde durch eine gewisse Selbstpreisgabe der Theologen, die aus Lehrern zu Zeugen des Glaubens heranwuchsen, die evangelische Kirche glaubwürdiger. Das ist nicht wenig.

Frieden, aber wie?

Das Friedensthema wurde sowohl in der Arbeitsgruppe „Politik“ an drei Tagen abgehandelt wie auch in grundsätzlichen Vorlesungen geklärt, theologisch von Wolfhart Pannenberg über „Zwang zum Frieden“ mit einer klaren Absage an einen neuen Nationalismus und an die Lehre vom „gerechten Krieg“, wissenschaftlich von C. F. von Weizsäcker, der seine in zahlreichen Vorträgen publizierten Thesen über das Referat auf dem Kölner Kirchentag hinaus erweiterte. Die früher von ihm theoretisch geforderte Umwandlung der Außenpolitik in „Weltinnen-

politik“ (so vor der deutschen Buchmesse in Frankfurt am Main bei der Verleihung des Friedenspreises) sei bereits auf dem Wege der Verwirklichung: „Wenn ich an den Frieden Gottes nicht glaubte, wäre mir der Friede der Zukunft nicht mehr als ein Schatten über einem Abgrund.“ Gleichwohl müsse die Umwandlung der Politik in Weltinnenpolitik zusammen mit Menschen vollbracht werden, die diesen Glauben nicht teilen (vgl. den Wortlaut in „Evangelische Welt“, 1. 7. 67, S. 366 ff.). Zu dieser großen gedanklichen Aufgabe unserer Zeit erklärte der Hamburger Philosoph und Atomphysiker: „Hier mag der Satz nicht ganz übertrieben sein, daß Theorie die radikalste Praxis sei. Denn die Notwendigkeit einer solchen globalen Ordnung wird sich den Menschen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt deutlicher aufdrängen.“ Man könne nur verwirklichen, was man vorher begriffen hat. Aber „die wissenschaftlich-technische Welt kann nicht von politischen Konzepten her geordnet werden, die allzuweit unter dem Niveau des Denkens der Wissenschaft bleiben. In der Wissenschaft aber gehört die Mehrheit möglicher Denkmodelle und ihre freie Diskutierbarkeit zu den selbstverständlichen Denkmitteln.“ Zur dogmatischen Ableitung des Friedens von einem zeitlosen Prinzip seien wir noch nicht in der Lage.

„Militanter Konformismus der großen Koalition“?

Was in den Vorlesungen auf hohem Niveau dem Nachdenken aufgegeben wurde, versuchte die Arbeitsgruppe „Politik“ an drei konkreten Themen durchzudiskutieren. Das erste lautete: „Die Bundesrepublik und der Friede“. Hier leitete Conrad Ahlers die Diskussion um Herbert Wehners Referat, dem als katholischer Korreferent Joh. B. Gradl zur Seite trat. Trotz einer Warnung des Bundeskanzlers Kiesinger an den Ratsvorsitzenden der EKD, Landesbischof Dietzfelbinger, ja nicht die Deutschlandpolitik der Bundesregierung durch die lautgewordenen Bestrebungen einer starken Minderheit des Kirchentages zur Anerkennung der „DDR“ durchkreuzen zu lassen, von Ahlers als stellvertretendem Bundespressechef geschickt abgefangen, kam es über Wehners Ausführungen zu eindeutigen Kundgebungen. Aber ohne neue Konzepte vorzutragen, lavierte Wehner mit starken Appellen durch die Gefahrenzone hindurch: „Denen, die sich Mühe geben, ihr Tun unter Gottes Wort zu stellen, hilft es nichts, wenn die einen unter ihnen sich bemühen, als Gottes Urteil oder Strafe zu rechtfertigen, was mit uns geschehen ist und noch geschieht, und die anderen unter ihnen dem damit widersprechen, daß sie ihre eigenen Postulate vertreten und behandelt wissen wollen, als seien sie identisch mit Gottes Gesetzestafeln und direkt von denen entlehnt.“ Die moralische Konzeption Wehners war stärker als die politische: „Weder die einen noch die anderen dürfen so vermessen sein, als Stellvertreter Gottes wirken zu können. Wir bedürfen der Tapferkeit und der Demut! Wir bedürfen der Geduld, miteinander zu sprechen, und dazu Kraft, aus Gottes Wort zu schöpfen... Wir bedürfen der Fähigkeit zur gegenseitigen Achtung, auch gegenüber den Andersdenkenden. Christen haben die Pflicht, sich selbst und andere davor zu bewahren, den Nächsten bevormunden oder ihm aufnötigen zu wollen, was sie selber für vortrefflich halten.“ Trotz dieser und anderer Appelle hatten Beobachter den Eindruck, daß in den Diskussionen der Arbeitsgruppe „Politik“ der „militante Konformismus der Großen Koalition“ die starken Bekundungen einer Kursänderung

unter den Hörern nicht recht zu Worte kommen ließ, schon deshalb, weil der Berliner Akademiedirektor Erich Müller-Gangloff, der die Versöhnung der Bundesrepublik mit der „DDR“ verfocht, kein ebenbürtiger Redner des Nonkonformismus war. Einen besseren Ansatz zur Lösung des Problems wagte der Kieler Historiker Karl D. Erdmann. Er brachte die Analogie des Augsburger Religionsfriedens von 1555 ins Spiel, der auch Mauern zwischen konfessionell getrennten Staaten gezogen, aber doch wenigstens die Auswanderung der Minderheiten freigegeben hatte: „Wir wären heute sehr viel weiter als vor 400 Jahren, wenn dem einzelnen erlaubt würde, dort in Deutschland zu wohnen, wo er will.“ Zum Entwurf eines entsprechenden Modells für heute kam es nicht.

Friedensdienst mit und ohne Waffe

Das zweite Thema hieß: „Friedensdienst mit und ohne Waffe“. General Rolf Jürgens vom Bundesverteidigungsministerium vertrat unter anhaltenden Buhrufen pazifistischer Jugend die „Vorne-Verteidigung“ mit allen ihren Konsequenzen. Der Pazifist Pfarrer Martin Schröter, Dortmund, kein ebenbürtiger Partner, verteidigte demgegenüber das Recht der Kriegsdienstverweigerer und schlug vor, dem Wort „Ersatzdienst“ das Präfix „Ersatz“ zu nehmen und der Jugend die Wahl zu lassen zwischen Friedensdienst mit der Waffe oder ohne Waffe. Der Diskussionsleiter des Tages, Klaus v. Bismarck, folgerte, der Dienst als Entwicklungshelfer sollte als Friedensdienst ohne Waffe anerkannt werden. Vom Standpunkt des Theologen erklärte Präses Beckmann, Düsseldorf, dazu: „Ob ein Christ Soldat sein kann oder ob ein Christ Pazifist sein muß, darüber sind die Auseinandersetzungen unter ernstesten Christen nie zum Abschluß gekommen. Die Bibel gibt auf diese Frage keine theoretische oder praktische Antwort, die wir einfach zu übernehmen hätten. Insofern stehen wir mit unserer Ethik in einer echten Aporie, das heißt: einer prinzipiell unlösbaren Frage.“

Das dritte Thema der Arbeitsgruppe „Politik“ war: „Investitionen für den Frieden“. Es wurde vor allem vom Direktor des Kernforschungszentrums in Karlsruhe, Prof. Wolf Häfele, im Sinne seiner Ausführungen im Studienheft zum Kirchentag und ergänzend von Minister Gerhard Stoltenberg vorgetragen. Die entscheidende Stelle des Referates von Häfele lautete: „Das strategische Gleichgewicht der Supermächte Amerika und Rußland hält gleichsam eine Plexiglaskuppel auf, unter der ganz neuartige Freiheiten entstehen. Zum Beispiel erkennt man das an dem im Hinblick auf die Macht Amerikas und Rußlands zunächst ganz unverständlichen Zerfall der westlichen wie der östlichen Bündnisstrukturen. Wir Deutschen haben hier eine Chance, diese besonderen Freiheiten in neuartiger, konstruktiver Weise wahrzunehmen, indem wir ohne den Weg über militärische Rüstung direkt die zivil-technologischen Projektprobleme angehen.“ Das ist einer der neuen Gedanken des Kirchentages!

Häfele meinte u. a. die Meerwasserentsalzung mit Hilfe sehr großer Kernreaktoren bei einer Wärmeleistung von etwa 120 000 Megawatt. Sie würden zu den elementaren Überlebensvoraussetzungen zunächst der Entwicklungsländer gehören. Aber man sollte diese Riesenprojekte direkt, ohne den Umweg über den Rüstungshaushalt angehen, aus dem Amerika und Rußland die Mittel nehmen. Häfele gab Beispiele vom Hunger und der Ernährungslage in Indien, wo man nicht über 1640 Kalo-

rien pro Kopf der Bevölkerung hinauskomme, während das kommunistische China mit seinen radikalen Methoden 2600 Kalorien erreicht habe. Dies sei ein Beispiel dafür, was Investitionen für den Frieden sind, warum wir sie aufbringen müssen und welches Ziel wir ihnen geben können. Vor solchen Aufgaben schmelze das ängstliche Geschwätz darüber, ob die Rentner Steuern zahlen oder die Verteidigungsmittel beschnitten werden sollten, wie alter Schnee an der Sonne. Der derzeitige Bundeshaushalt umfasse 70–80 Milliarden DM. Indien, wo für den Frieden der Welt investiert werden müsse, brauche fürs erste schätzungsweise 1000 Milliarden DM. Also müßten die Reichen noch viel reicher werden, um die Entwicklungshilfe möglichst bald verzwanzigfachen zu können! Aufgaben, Zahlen, Probleme, nicht geeignet zur Massendiskussion. Aber hatten sie das notwendige Echo, oder werden sie in den innerdeutschen Etatproblemen versanden?

Ökumene mit eigenen Problemen

Zur Erweiterung dieser konkreten Friedensplanung gehörte auch ein „ökumenischer Abend“ am 24. Juni im Kuppelsaal der Stadthalle von Hannover. Mit aufrüttelnden Informationen begann Axel von dem Busche-Streithorst, ein Mitarbeiter der Abteilung „Kirche und Gesellschaft“ des Weltrates der Kirchen. Bis zur Jahrhundertwende, meinte er, werde sich die Weltbevölkerung verdoppeln, wenn nicht Unheil oder einschneidende Maßnahmen zur Geburtenregelung drastische Änderungen bringen, denn die Zuwachsrate der Nahrungsmittel sei niedriger als der Geburtenüberschuß: „Uns allen droht nach der Atombombe die Hungerbombe.“ Hunderte von Millionen Menschen müßten lernen, ihre überlieferten Ernährungssitten zu ändern und durch vorausschauende Erziehungsarbeit ihre Jugend zur Erhöhung des Lebensstandards zu führen. Diesen Hintergrund der Weltlage, die auch der Sozialzyklika Pauls VI. zugrunde liegt, füllten drei Persönlichkeiten sehr verschiedener Prägung in zum Teil recht merkwürdiger Weise. Zunächst sprach Msgr. Charles Moeller. Er hatte als katholischer Beobachter auf der Genfer Weltkonferenz „Kirche und Gesellschaft“ voriges Jahr die „Priorität der Dringlichkeit“ ökumenischer Zusammenarbeit in konstruktiver Entwicklungshilfe proklamiert (vgl. Herder-Korrespondenz 20. Jhg., S. 481 ff.). Vor den meist evangelischen Zuhörern berichtete er leider etwas blaß und professoral über jene Weltkonferenz und ihre drei biblischen Leitgedanken, die auch der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* eigen sind. Mehr konnte er sich nicht exponieren.

Einer der sechs Präsidenten des Weltrates der Kirchen, Martin Niemöller, nun Träger des Leninfriedenspreises, unternahm es dann, mit tendenziöser Akzentuierung die Enzyklika *Populorum progressio* den evangelischen Hörern nahezubringen, wobei die Vorbehalte des Papstes gegenüber dem kapitalistischen System noch mehr verallgemeinert wurden und durch Einbeziehung katholischer Kommentare ein schiefes Bild entstand: „Das kirchliche Begräbnis des Kapitalismus, und zwar kein Begräbnis erster Klasse.“ Das Unternehmen war sicher gut gemeint, aber die Besetzung der Rollen war nicht sehr glücklich. Visser 't Hooft verstand es anschließend, meisterhaft die gemeinsame ökumenische Planung durch Explikation seiner bekannten Thesen konkret zu formulieren: Umwandlung der Weltwirtschaft, nicht Koexistenz, sondern Proexistenz der Völker verschiedener

Sozialsysteme (vgl. auch Herder-Korrespondenz 20. Jhg., S. 508). Er geißelte den Zynismus, der glauben machen möchte, Entwicklungshilfe sei verlorene Mühe und hinausgeworfenes Geld. Er warnte auch vor dem Streit um die rechte Bibelexegese, der das christliche Handeln blockiere: „Vergessen wir bei all unseren Fragen nach dem Verständnis der Bibel und dem wahren Dogma nicht die Frage nach dem wahren Gehorsam“, den die Propheten ebenso wie Christus fordern.

Die evangelische Berichterstattung über diesen problematischen Abend war angesichts der erwähnten Akzente zurückhaltend, wie überhaupt „die Ökumene“ im Vergleich zu früheren Kirchentagen an den Rand geraten war.

... und zwar der Gekreuzigte“

Um so stärker fesselte die Besucher neben dem heiklen Friedensthema die Arbeitsgruppe „Bibel und Gemeinde“. Sie wurde weitgehend beherrscht durch die gescheite, nicht so akademische Art, in der Ernst Käsemann, der „Irrlehrer“ in den Augen der „Bekennnisbewegung“, sein Thema „Die Gegenwart des Gekreuzigten“ vortrug und hernach auf die 500 eingereichten Fragen antwortete. Allerdings lag in seinem Thema eine Akzentverschiebung, weg von der Kontroverse um die Auferstehung. Auch Paulus verkündete Christus, „und zwar den Gekreuzigten“ (1 Kor. 2, 2), er überlieferte aber das erste Kerygma vom Auferstandenen (1 Kor. 15). Käsemann dagegen konzentrierte sich, nicht ohne eine gewisse Selbstrechtfertigung, daß auch er der pietistischen Tradition seiner Familie verpflichtet sei, vor allem auf das Kreuz mit einem gezielten Angriff auf die falsche Auferstehungspredigt, die genau so mißbraucht werden könne wie der Name Gottes: „Alle christliche Botschaft erweckt notwendig Aberglauben, wenn aus irgendwelchen Gründen Jesu Kreuz in ihr zu kurz kommt.“ Das Kreuz dürfe „nicht zu einem Unglücksfall in der Heilsgeschichte werden, deren gerader Kurs nach Ostern wiederhergestellt wurde. Anders würde unser Gott eine Spielart der Götzen, bei denen es genügt, daß sie sich als mächtig erweisen. Anders würde aus dem Christenleben die unablässige Ausschau nach Mirakeln werden.“ Käsemann demaskierte hart eine gewisse sentimentale Frömmigkeit um das Kreuz, er erschütterte die Zuhörer und zwang sie zum Nachdenken. Vor allem traf er die Verkehrung des evangelischen Glaubens von der „Rechtfertigung der Gottlosen“ (Röm. 4, 5) in die „Rechtfertigung der Bekehrten“ beim Pietismus.

Diese radikale Provozierung des Glaubens wurde in der Diskussion fortgesetzt, als Käsemann auf einige der Fragen antwortete. Er tat es schlagfertig, humorvoll und manchmal aggressiv. Die heikle Frage der Auferstehung Jesu schob er mit dem Argument vom Tisch, wir sollten uns nicht um das „leere Grab“ streiten, sondern um die Nachfolge und wie sie heute erfüllt werden muß. Frontal griff er dabei das evangelische Kirchentum an: alles, was nicht auf die Nachfolge Jesu ausgerichtet sei, könne den zu erwartenden Schrumpfungprozeß der Kirche nicht überdauern. Das heiße, „daß wir zum erstenmal im deutschen Protestantismus das allgemeine Priestertum aller Gläubigen nicht nur zu proklamieren, sondern zu verwirklichen und ihm sämtliche Ämter und Funktionen der Kirche unterzuordnen haben. Es wird in Zukunft nur eine Gestalt der Christenheit geben, nämlich die Mission.“ Wer an ihr nicht teilhabe, werde nicht mehr als Christ gelten dürfen. Unter starkem Beifall rief er: „Wir

haben zu viele Manager und zu wenig Partisanen, aber wir werden nur kraft eines christlichen Partisanentums aus dem religiösen Getto wieder ins freie Feld brechen.“ Er geißelte die Restauration des deutschen Protestantismus als „babylonische Gefangenschaft“. Man brauche kein Prophet zu sein, wenn man davon überzeugt ist, daß die Organisationformen der abendländischen Christenheit nicht mehr lange der Sturmflut des Säkularismus standhalten.

„Spannender als das Kino“

Ähnlich mitreißend sprach der Zürcher Neutestamentler Eduard Schweizer. Er zeichnete ein Bild der Urkirche, das den Eindruck entstehen lassen sollte, es gäbe nichts Moderneres, Befreienderes als das Neue Testament. Damals wurde der Gottesdienst auf Bauplätzen, in Kantinen und Büros gehalten. Die Priester, die diesen Kult zelebrierten, seien heute Kaufleute und Kellnerinnen, Krankenschwestern und Industriekapitäne, ihre Tempel das Sitzungszimmer des Verwaltungsrates und das Bierlokal. Das Charisma des Heiligen Geistes könne heute darin bestehen, daß einer in Wirtschaftsfragen sachverständiger sei oder wisse, wie man Revolutionen anzettelt. Eine Kirche, die nicht mehr einbräche in Fabriken und Hinterhöfe und Bauerngewerbe, ginge an frommer Inzucht ein; und eine Kirche, die nichts mehr zu sagen hätte, als dies: Seid nett zueinander, würde keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken. Gottesdienst müsse spannender sein als der Besuch des Kinos, erholsamer und fröhlicher.

Weniger verständlich war den Hörern das Referat des Wuppertaler Theologen Hans Georg Geyer. Er beteuerte, es gebe keinen evangelischen Theologen, der den überlieferten Satz von der Auferstehung Christi in Abrede stelle. Leider sei es durch „das Elend dieser Diskussion“ dahin gekommen, daß man dem Kerygma Gewalt antue durch die Alternative zwischen historischer Tatsache und symbolischem Ausdruck. Im Unterschied zur jüdischen Auferstehungshoffnung sei ein Ereignis gemeint, das schon geschehen ist. Aber der kerygmatische Satz bleibe für uns eine „reine Bild- und Gleichnisrede“, deren Sachgehalt in keiner menschlichen Erfahrung gegeben sei. Für viele Hörer war das zu schwierig. Faßt man den Glaubensgehalt aller dieser Vorträge zusammen, so ist er merkwürdigerweise auf eine Formel zu bringen, die auch pietistisch ist: „Jesus lebt!“

Ein „Bilderbuch“ zum Text

Sie paßt sogar auf die mit großer Spannung verfolgten Ausführungen des berühmt gewordenen Predigers Helmut Thielicke, der in einer dreiteiligen Vortragsreihe in der Sporthalle des Stadions über „die Sache mit Gott — Zumutung oder Wagnis“ die Frommen provozierte und die Suchenden fesselte. Er versuchte den Sinn moderner Exegese jedem verständlich zu machen, und das gelang ihm wohl. Die sog. Wunder Jesu, so erklärte er den Zweiflern, könnten nie den Glauben begründen, denn sie seien erst nachträglich als „Bilderbuch“ zum Texte der apostolischen Verkündigung von Jesus, als Demonstration der Gottesherrschaft berichtet worden. Der Glaube lebe nicht vom Wunder, sondern vom Wort des Herrn. Eine „modernistische Theologie“, die die Annahme des Paketes der göttlichen Wahrheit verweigert oder aussondert, was ihr daran nicht gefällt, habe es seit fast 2000 Jahren gegeben: „Jesus Christus hat durch die ganze Kirchengeschichte hindurch einen Prozeß immer neuer

Kreuzigungen mitgemacht. Er wurde darüber so lange amputiert, bis er in das Prokrustesbett der jeweiligen menschlichen Vorstellungen paßte. Er wurde immer wieder in die Begriffsgräber menschlicher Denksysteme versenkt, aus denen er immer wieder auferstand. Keine Grabplatte der Welt wäre schwer genug, ihn zu halten. Keine andere Idee [!] hätte solche Pferdekuren ausgehalten. Aber Christus endete nicht auf dem Friedhof der Geistesgeschichte . . .“

Es ist kaum eine Frage, die angegriffene Universitäts-theologie hat durch das persönliche und weithin verständliche, weil engagierte Zeugnis ihrer Vertreter eine Probe bestanden, sie hat es vermocht, neue Impulse zu geben und das Nachdenken neu zu befruchten. Das ist viel, wenn es auch kaum zum Glaubensgehorsam im Sinne des Apostels Paulus gegenüber dem bevollmächtigten Sendboten Christi geführt hat. Er würde eine intakte Vorstellung von Kirche und Lehramt voraussetzen, aber dieser widersprach u. a. Präses Beckmann in der Diskussion. Er erklärte sicher treffend, die Reformation habe das Risiko auf sich genommen, ohne ein Lehramt allein mit der Heiligen Schrift auszukommen, und von dieser Entscheidung gebe es kein Zurück mehr. Das war unverkennbar an die Adresse der lutherischen Bischöfe gesagt, die neuerdings versuchen, das verlorene Lehramt „wieder in Anspruch zu nehmen“. Für katholische Beobachter beachtlich, da der Ökumenismus verlangt, die getrennten Gemeinschaften loyal zu achten. Aber wir dürfen sie nicht statisch verstehen, da wo sie der katholischen Kirche ähnlich sind oder werden möchten, sondern müssen auch Kontakt aufnehmen mit ihrer Dynamik des Unglaubens, der um den Glauben ringt (Mark. 9, 24). Anscheinend hatte der Kölner Kirchentag auch auf manche Katholiken abschreckend gewirkt. Wiederum schien in Hannover das Interesse an der katholischen Kirche, das in Köln so auffallend war, sehr zurückgetreten.

Vor einer Kirchenreform?

Es flammte einmal kräftig auf, als ein holländischer Jesuit in einem ökumenischen Abendmahlsgottesdienst, durch katholische wie evangelische Autoritäten daran gehindert, an der Austeilung der Kommunion mitzuwirken, wie eine Statue des Schweigens verharrte, da ihm auch Schweigen geboten war. „Wir wollen den Katholiken hören!“ rief die Jugend P. van Kilsdonk zu. Auf diesen Protest gegen beide Kirchenleitungen antwortete der niederländisch-reformierte Pfarrer Hermann Scheeper, der mitgekommen war, um in Hannover holländische Experimente der Interkommunion vorzuführen. Er forderte die Gemeinde auf, evangelische und katholische Christen sollten in kleinen Gruppen anfangen, zu experimentieren wie in Holland und ihren Kirchenleitungen das „noch nicht“ entreißen. Hier wagte die „Revolution“ fast einen Durchbruch, aber die Autorität siegte noch. Wie lange?

Hier war mehr von einer möglichen „Kirchenreform“ zu spüren als in der gleichnamigen Arbeitsgruppe. Sie unterschied sich von den ersten Versuchen in Dortmund und Köln wesentlich dadurch, daß ihre Thematik auf konkrete Modelle von Randfragen beschränkt blieb, denen allerdings insofern praktischer Wert zukam, als sie besonders lebendige Gemeindeforschung vorführten. Sie standen unter dem Thema: „Wie beantwortet die Kirche die Herausforderung ihrer Umwelt?“ Ein Pionier der Kirchenreform, Prof. Wolf-Dieter Marsch, Wuppertal, hielt dazu

ein Grundsatzreferat: „Was macht Kirche heute notwendig?“ Darin sprach er sich für die Beibehaltung der Volkskirche aus. Auch der Göttinger Theologe Ernst Wolf beschwor die Gefahr, daß die auf der Kindertaufe basierende Volkskirche sich beim Übergang zur Erwachsenentaufe einer Grenze nähern werde, wo sie sich strukturell aufzulösen beginne. Aus den Gedanken von Marsch sprach die Sorge, daß „diese Kirche gar nicht mehr imstande ist, ihren Beitrag zur Reform zu leisten, weil sie — an autoritäres Denken zu sehr gewöhnt — schon völlig an den Rand des gesellschaftlichen Kräftespiels geraten ist und ängstlich Grenzen zwischen Kirche und Welt zieht, die niemand respektieren kann“. Und zwar deshalb nicht, „weil heute dem einzelnen Menschen die Freiheit zugemutet wird, *seinen* Lebensweg zu gehen und *seine* inneren Bindungen zu wählen, und allen zusammen, sich untereinander fair und vernünftig zu vertragen... Gilt dieses Lebensgesetz nicht auch für die Kirche? Es ist Zeit, zu lernen, in grundlegenden Äußerungen des Glaubens uneinig und dennoch in Jesu Namen verbunden zu sein. Dies scheint mir wahrhaftiger, als mit dem Leim der Brüderlichkeit und mit den Klebestreifen von Lehrentscheidungen Unterschiede zu verkleistern, die es nun einmal gibt.“ Die Kirche, in der Christus als der Kommende gegenwärtig sei, müsse „Kirche für die Welt“ sein, also immer „neu“. Wenn man aber nach der Erneuerung frage, so müsse man sagen: „Neu geworden ist vor allem die Perfektion des Alten.“ Es gebe nur wenige Experimente eines ernstlichen Neubeginns, sie lägen weder in der Liturgie noch in Verfassungsreformen.

Solche echten Experimente lebendiger Diakonie wurden dann vorgestellt: „Die Arche“ von Wolfsburg, wie man dort mit den Menschen umgeht, das Vereinswesen in Nürtingen für Freizeitvorhaben, wie man die Menschen in wirklichkeitsnaher Arbeitssprache dort erreicht, wo sie ihr Hobby haben, der gemeinsame Kampf gegen den Fluglärm und die Zerstörung der Landschaft im Rhein-Main-Dreieck, die Arbeit in einer Neusiedlung, um Menschen zusammenzuführen („Kolonie im Ramtal“), Modelle sachgemäßen christlichen Handelns im Detail.

Wo werden diese Aufbrüche enden?

Aber natürlich waren diese echten, konkreten Probleme mit ihren echten Lösungen für das Gros der Kirchentagsbesucher weniger interessant, als wenn man früher über Reformen der „Kirche“, Laienmündigkeit und andere große Themen verhandelt hatte. Die Kirche, sprich Kirchenleitung, wurde völlig übergangen, die „konstruktive Destruktion der Amtshierarchie“ in Landes- und Kreissynoden vorgeführt, aber keine Theorie der Kirchenreform. In „Christ und Welt“ (30. 6. 67) stellte der Berichterstatter die bekannte Frage des Soziologen Helmut Schelsky: „Ist Dauerreflexion institutionalisierbar?“ und erklärte dazu: die Arbeitsgruppe „Kirchenreform“ sei so etwas wie eine Dauerreflexion. Gewiß, es ist das Beste, was man von ihr sagen kann, aber wird sie nicht ermüden, wenn die Kirchenleitungen in Restauration und Establishment erstarren? Hat der Kirchentag noch die Kraft, gerade dies zu verhindern, wozu er einmal ins Leben gerufen worden ist? Das wagt man nach Hannover nicht mehr zu hoffen. Doch wohin werden sich dann die herrlichen Aufbrüche, besonders der Jugendveranstaltungen, einmal „inkarnieren“, wenn selbst dem einst so mitreißenden Kirchentagskabarett das Salz ausgeht? War nicht der „Neue Gottesdienst“ vom Sonntagmorgen, den

die Frankfurter Jugendgemeinde gestaltet hatte, mit den ebenso nüchternen wie treffenden Gewissensbefragungen zum 8. Gebot und der Combo-Musik ein Zeichen der Hoffnung? Diese Aufbrüche enden sicher nicht im Konformismus, weil — wie die Alten von früheren Erfahrungen her meinen — die Jugend nun einmal radikal ist. Sie ist mehr als radikal, sie will Schluß machen mit dem alten Kirchenbetrieb. Also doch eine „Vorreformation“, die von den sog. modernen Theologen laufend gespeist wird, nachdem sie hier den Kontakt mit der jungen Generation gefunden haben? Sicher ist die Bereitschaft zum persönlichen Engagement für den Frieden gewachsen, wo immer er bedroht ist, und von dieser Drohung war nach dem Blitzkrieg Israels gegen die Araber viel die Rede, auch in der stets so lebendigen Arbeitsgruppe „Juden und Christen“, die vom Kirchentag nicht wegzudenken ist. Doch gerade sie bewältigte nicht die Aktualität der Stunde. Israel als Siegermacht war eine neue Vorstellung, und die Warnung des Düsseldorfer Rabbiners Geis, das moderne Israel sei nicht das Volk Gottes des Alten Bundes, wurde anfangs kaum beachtet.

Abschluß ohne Thesen

Die Abschlußkundgebung im glühend heißen Niedersachsenstadion war diesmal sicher nicht der Höhepunkt des Kirchentages. Es fehlte auch die Zusammenfassung der Arbeitsgruppen-Diskussionen in einprägsamen Thesen. Das ist nicht nur ein Mangel. Und doch war das herzliche Dankeswort von Msgr. Georg Hüßler für den Ernst der Erörterungen um den Frieden nicht konventionell, sein Vorschlag, ein gemeinsames Institut für Friedensforschung und andere Formen der Zusammenarbeit für den Frieden zu schaffen, fand Beifall und sollte realisiert werden, auch die Mahnung an alle Christen, durch die Arbeit für die Einheit des Glaubens einen wichtigen Beweis für die Kraft des Friedentiftens zu erbringen. Die immer wiederholten Appelle von Eugene C. Blake, Generalsekretär des Weltrates der Kirchen: „Wir brauchen alle einander. Wir können Gottes Wort nicht hören ohne den Bruder einer anderen Rasse, einer anderen Ideologie, den Bruder in der Ostzone, in der römisch-katholischen Kirche... Ohne den Bruder ist unser Glaube gestört“, das waren Hammerschläge ins Gewissen. Die kurze Zusammenfassung des Engagements für den Frieden, das nun jeder befolgen werde, von Kirchentagspräsident Richard v. Weizsäcker traf ebenfalls den Nerv des gewollten Impulses, und Landesbischof Lilje ließ einen Augenblick sogar die sengende Sonne vergessen, als er wie bei der Eröffnung seine geistliche Losung für dieses „Experimentierfeld unseres Glaubens“ gab. Das Friedensgebet des heiligen Franz von Assisi und der Choral „Nun danket alle Gott“ mit der Kollektionsprozession der vielen Schwestern für die Opfer der beiden Vietnam beschloß einen Kirchentag, über den viele noch lange nachdenken werden.

War er aber wirklich „ein Neuanfang für den Protestantismus“ („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 26. 6. 67)? Es gab wie immer viele und sehr verschiedene Kommentare der ersten Stunde. Bedenkenswert scheint uns ein kluges Wort aus zeitlicher und räumlicher Distanz und doch innerer Beteiligung, das in der „Neuen Zürcher Zeitung“ (5. 7. 67) zu lesen war: „Der Kirchentag wird zum Kongreß“, er berührt nicht mehr das Leben der Stadt, in der er sich versammelt. „Er ist das geworden, was seine Initiatoren wollen: zum Experimentierfeld der

Gemeinde. Dazu ist der Kirchentag auf dem Wege. Die Versachlichung ist ein erster Schritt dazu.“ In Zukunft sollte noch mehr der Wille zur Improvisation respektiert werden. Er müßte also weniger dem politischen System verhaftet bleiben. Aber die große Bereitschaft vor allem der Jugend, mit der Welt ohne Vorurteile konfrontiert zu werden, bedeute nicht, daß Direktiven gewünscht werden, wie sich der Christ in einer konstruierten Situation verhalten soll. Die Jugend will diskutieren. Will sie sich nicht engagieren? Noch nicht, und sicher nicht für die herrschende Generation. Darüber gab es in Hannover eigentlich Gewißheit: eine Revolutionierung der Kirche kündigt sich an, aber nicht im Jazz und Beat, der seine Stelle hatte, nicht in der Anbiederung mit den Gamlern, die sich in einen Autobus verfrachten ließen und dann als die „Zöllner und Sünder“ ein bißchen Wohlwollen zeigten.

Man sollte keine „Sünder“ als Statisten herbeischaffen. Es gab deren genug in den vielen stillen Winkeln, wo ihnen geholfen wurde. Diese ganz menschliche und hilfreiche Seite des Kirchentages darf man nie vergessen. Summa des für katholische Beobachter wohl Bemerkenswertesten: fast prophetisch begabte Theologen haben ihre große Chance wahrgenommen und ihre Saat ausgesät, sie wird aufgehen. Kirchliche Autorität war nicht sehr gefragt und fiel auch nicht sonderlich auf. Es war sicher kein Zufall, daß der Ratsvorsitzende der EKD, Landesbischof Dietzfelbinger abreiste, um anderen Terminen in seiner Landeskirche nachzukommen. Sein Theologe, Prof. Walter Künneth, Erlangen, der bei der „Bekenntnisbewegung“ dient, hatte vorher im „Rheinischen Merkur“ gewarnt, man dürfe nicht mit den Fundamenten der Kirche experimentieren. Er war gar nicht erst erschienen.

Ein merkwürdiges Nachspiel

Eine journalistische Randerscheinung, die man auch übersehen konnte, hatte ein merkwürdiges Nachspiel. Die reißerische Behandlung des Kirchentages im „Stern“, der sich berufen fühlte, die Vertreter der modernen Theologie als „atheistische Partisanen auf den Kanzeln“ zu bezeichnen, „denen das Glaubensbekenntnis in weiten Passagen — wie sie selber sagen — ‚nur noch ein Lippenbekenntnis‘ ist, ohne daß die Gemeinden die tiefe Glaubensspaltung bemerken“, rief Kardinal Jaeger von Paderborn auf den Plan. Er schrieb an den „Stern“, seine Ausführungen hätten Aussprüche evangelischer Theologen „in einer jeder echten Wissenschaft spottenden Weise“ vulgarisiert, „die eine Gefahr für den Glauben eines jeden Christen bedeuten. Als katholischer Bischof kenne ich auch die Not der Auseinandersetzung, die zwischen wissenschaftlicher Theologie und Gemeindefrömmigkeit in der evangelischen Kirche besteht. Ich muß jeden Versuch einer solchen tendenziösen Verallgemeinerung der Probleme ablehnen. Denn hier ist nicht nur die evangelische Kirche gemeint, sondern die Kirche überhaupt.“ Unter Verwahrung gegen eine solche Verzerrung in einer Illustrierten, schloß der Kardinal sein Schreiben: „Mit einem solchen Beitrag kann und wird nicht der christlichen Wahrheit gedient, sondern er ist nur dazu geeignet, dem Christentum zu schaden.“

Dieser Schritt des um die Einheit der Christen besorgten Kardinals fand eine Woche später seine Ergänzung in einem ausführlichen Protest der Kirchenleitung der lutherischen Landeskirche von Schleswig-Holstein gegen den unqualifizierten Angriff des „Stern“ (epd, 12. 7. 67).